

Jüdische Kultur

Studien zur Geistesgeschichte, Religion und
Literatur

Herausgegeben von
Karl E. Grözinger

Band 31

2016
Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

Einführungen in die Materiellen Kulturen des Judentums

Herausgegeben von Nathanael Riemer



2016

Harrassowitz Verlag · Wiesbaden

Der Umschlag zeigt einen Ausschnitt des Briefes von Shmuel ben Moshe aus Niederzissen vom 15.11.1807 aus der Genisa Niederzissen.
Mit freundlicher Genehmigung des Vorstands des Kultur- und Heimatvereins Niederzissen e. V.

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der

Jehoshua und Hanna Bubis-Stiftung, Frankfurt am Main,

dem Zentrum für Jüdische Studien Berlin-Brandenburg



und dem Bundesministerium für Bildung und Forschung.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek
The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available on the internet at <http://dnb.dnb.de>.

Informationen zum Verlagsprogramm finden Sie unter
<http://www.harrassowitz-verlag.de>

© Otto Harrassowitz GmbH & Co. KG, Wiesbaden 2016
Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung in elektronische Systeme.

Satz: Frank Schlöffel

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier
Druck und Verarbeitung: Memminger MedienCentrum AG
Printed in Germany

ISSN 1431-6757

ISBN 978-3-447-10608-5

Inhalt

Einführung.....	1
Michaela Schmölz-Häberlein Mittler zwischen Stadt und Land – Das Warenangebot jüdischer Händler zwischen Grundversorgung und modischen Accessoires.....	9
Nathanael Riemer Das jüdische Haus in seiner Materialität.....	31
Katrin Keßler Jüdische Ritualbäder und ihre „Dinge“.....	73
Felicitas Heimann-Jelinek Zu Geschichte und Geschichten jüdischer Kultobjekte.....	95
Linda Wiesner/Annette Weber Symbol für Bund und Lehre: Torawickelbänder und ihre Bedeutung für den Einzelnen und die Gemeinde	119
Ulrich Knufinke Die Dinge der Synagoge	151
Andreas Lehnardt Genisa – Die materielle Kultur des deutschen Judentums im Spiegel neu entdeckter synagogaler Ablageräume	173
Martha Stellmacher Instrumente, Noten, Tonträger – Dinge der synagogalen Musik	203
Nathanja Hüttenmeister „Die allerletzten Dinge“ – Jüdische Friedhöfe in Deutschland.....	219
Autorinnen und Autoren des Bandes	255
English Summaries of the Contributions	259

Einführung

Vor zweihundert Jahren, am 21. November 1816, gründeten jüdische Studenten der noch jungen Berliner Universität einen „Wissenschaftszirkel“, der als Vorläufer des „Vereins für Cultur und Wissenschaft der Juden“ gilt. Leopold Zunz und Immanuel Wolf waren es, die in ihren programmatischen Schriften das Curriculum einer jungen Wissenschaft entwickelten:

„Wenn von einer *Wissenschaft des Judentums* die Rede ist, so versteht es sich von selbst, daß hier das Wort *Judenthum* in seiner umfassendsten Bedeutung genommen wird, als Inbegriff der gesammten Verhältnisse, Eigenthümlichkeiten und Leistungen der Juden, in Beziehung auf Religion, Philosophie, Geschichte, Rechtswesen, Litteratur überhaupt, Bürgerleben und alle menschlichen Angelegenheiten [...]“¹

Bereits fünf Jahre zuvor hatte Leopold Zunz ein ähnliches Panorama der Wissenschaft des Judentums ausbreitet, das von der „Mythologie“ über die „Gewerbskunde“ und „Kunst“ bis hin zur „Philosophie“ fast alle Wissenschaftsdisziplinen umfasste.² Dass es in den folgenden Jahrzehnten dennoch zu einer eingeschränkten Erforschung der jüdischen Kulturgeschichte kam, kann als ein Geburtsfehler der Wissenschaft des Judentums betrachtet werden, die nicht nur ein „unverdauliches Hegelianisches Kauderwelsch“³ zum Ausgangspunkt der Erörterungen machte, sondern die Teildisziplinen einer ideengeschichtlich-apologetisch geprägten Taxonomie unterwarf. Neben den Königsdisziplinen Philosophie und Geschichte setzte man sich allenfalls noch mit der rabbinischen Literatur auseinander. Alle Aspekte, „die unter den Gesichtspunkten eines aufklärerisch gesonnenen, eines geläutert rationalen Judentums des 19. Jahrhunderts nicht recht verwertbar schien[en]“⁴, wurden in der Wissenschaft des Judentums an den Rand gedrückt. Der kaum um eine geistreiche Formulierung verlegene Gershom Scholem bemerkt zur einseitigen Untersuchung und Reproduktion der jüdischen Elitenkultur: „Man behandelte grundsätzlich nicht, was im Keller vorging; man betrachtete nur, worum es sich

1 Immanuel Wolf: Ueber den Begriff einer Wissenschaft des Judenthums, in: Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums, 1 (1823), S. 1–24, hier S. 1. Einige Passagen dieser Einführung erscheinen auch in meinem Beitrag „Brauchen die Jüdischen Studien einen weiteren 'turn'? – Ein Plädoyer für die Methoden der Materiellen Kulturen in den Judaistik/Jüdischen Studien“ des von Andreas Lehnardt herausgegebenen Bandes „Orchidee oder Mimose? Ein halbes Jahrhundert Forschung und Lehre über das Judentum im deutschsprachigen Raum“.

2 Leopold Zunz: Etwas über die rabbinische Literatur (1818), in: Gesammelte Schriften von Dr. Zunz. Band 1, Berlin 1875, S. 1–31, hier S. 7–28.

3 Heinrich Graetz: Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Band 11, Leipzig 1900, S. 413, vgl. hier auch detaillierter S. 410–412.

4 Gershom Scholem: Wissenschaft vom Judentum einst und jetzt, in: Gershom Scholem: Judaica 1, Frankfurt am Main 1963, S. 147–164, hier S. 156.

im Salon, zwischen Bibel und Luther, zwischen Hermann Cohen und Kant, zwischen Steinthal und Wilhelm von Humboldt handelte.⁵ Diese ideologisch beeinflusste Wissenschaft bemühte sich wenig darum, ergebnisoffen zu forschen, sondern verdeckte oftmals die historischen Realitäten: Von der Frühen Neuzeit bis weit in das 19. Jahrhundert hinein lebte die Mehrheit (nach Mordechai Breuer bis etwa 90 Prozent) der jüdischen Bevölkerung im deutschen Sprachraum auf dem Land in ärmlichen und prekären Verhältnissen, die oftmals eine regelmäßige geistige Beschäftigung signifikant erschwerten.⁶

Die oben beschriebene rationalistische Grundtendenz hat sich – abgesehen von einigen Korrekturen im Hinblick auf die jüdische Mystik und Sozialgeschichte – auch im Curriculum der Judaistik/Jüdischen Studien erhalten. Mancherorts entsteht der Eindruck, dass die jüdische Geschichte in Deutschland erst mit Moses Mendelssohn begonnen habe und die jüdische Kultur schlechthin eine Erfindung von schriftstellernden Intellektuellen, gelehrten Rabbinern und reichen Hoffaktoren oder Industriellen sei. Die zahlreichen materiellen Überreste der jüdischen Mehrheitsbevölkerung blieben – abgesehen von einigen Ausnahmen – jahrzehntelang unbeachtet und wurden allenfalls durch Theologen, Historiker und Ethnologen bearbeitet. Aus der Retrospektive ist nachvollziehbar, dass nach der Shoah eine junge Wissenschaftlergeneration leichter an die jüdische Elitenkultur anknüpfen konnte und diese auch eher ein intellektuelles Vakuum zu füllen vermochte als die vermeintlich „stummen“ materiellen Kulturen der Judenheiten. Vor allem das Interesse an ehemaligen jüdischen Immobilien konnte sich aufgrund ihres materiellen Wertes, der Enteignungsprozesse in der Zeit des Nationalsozialismus und den Schuldgefühlen der deutschen Bevölkerung sehr problematisch gestalten. Auch die Erfahrbarkeit der klassischen „Judaica“ blieb stark begrenzt, da man einerseits ihre hohe emotionale Bedeutung für den Einzelnen und die Gemeinde nicht nachempfand und man sich andererseits von einer musealen „Judentumskunde“ emanzipieren wollte. Für die Genisot mit ihren Unmengen an Buchfragmenten, Textilien und anderen Alltagsquellen fehlten die Mittel, die Möglichkeiten und das Verständnis für scheinbar „wertlose“ Dinge.

Die vorliegende Publikation ist das Ergebnis einer gleichnamigen Ringvorlesung, die im Sommersemester 2014 am Institut für Jüdische Studien und Religionswissenschaft der Universität Potsdam stattfand. Die Konzeption der Ringvorlesung sah vor, die materiellen Kulturen der jüdischen Landbevölkerung Deutschlands in den Mittelpunkt zu stellen und dabei nicht erneut den Fehler zu begehen, unter den Funden lediglich das „Schönste und Bedeutendste“⁷ herauszugreifen. Die einzelnen Beiträge konzentrieren

5 Scholem, *Wissenschaft vom Judentum*, S. 157.

6 Mordechai Breuer: *Frühe Neuzeit und Beginn der Moderne*, in: Michael A. Meyer (Hrsg.): *Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit*. Bd. I.: *Tradition und Aufklärung, 1600–1780*, München 1996, S. 85–247, hier S. 183.

7 So die Kritik von Annette Weber, die die einseitige, aber dennoch verdienstvolle Objektdokumentation Theodor Harburgers würdigt. Annette Weber: *Ein Dokument jüdischer Heimatkunde aus Bayern. Zur Entstehung und Bedeutung der Fotosammlung Theodor Harburgers*, in: *Central Archives for the History of Jewish People, Jerusalem / Jüdisches Museum Franken: Theodor Harburger. Die Inventarisierung jüdischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Bayern*. Bd. 1, Fürth 1998, S. 23–41, hier S. 31.

sich auf den Zeitraum vom 17. bis zum 19. Jahrhundert. Sie beschreiben damit eine Umbruchsphase, in der zwar bereits weitreichende Veränderungen eintraten, aber der größte Teil der jüdischen Bevölkerung noch ein traditionsorientiertes Leben führte und in die Gemeinden eingebunden war, die zum Teil verschiedene lokale Bräuche pflegten.

Dieser Band möchte die verschiedenen idealisierenden Vorstellungen von „deutschen Judentümern“ aufbrechen und versuchen, neue, umfassendere Zugänge zur jüdischen Kultur und Religion zu erschließen. Er richtet sich in gleicher Weise an Wissenschaftler geisteswissenschaftlicher Disziplinen, Kulturmultiplikatoren und Studierende, die, angeregt durch die universitären und medialen Umbrüche, zunehmend nach Greifbarkeit und Konkretisierung theoretischen Wissens verlangen. Die Beiträge entstanden aus aktuellen wissenschaftlichen Projekten heraus und beanspruchen als „works in progress“ keine Vollständigkeit, sondern bieten im Gegenteil zahlreiche Anknüpfungspunkte für Diskussionen über Forschungsdesiderate. Dies gilt beispielsweise für die in dieser Publikation erörterten Sachgruppen der Dinge, welche noch um zahlreiche Aspekte des Untersuchungszeitraumes wie zum Beispiel Nahrungsmittel (Kaschrut), Eruv und Schabbatschranken, Amulette, Dinge der Unterhaltung etc. zu erweitern sind.

Der Ansatz der Materiellen Kulturen bietet sich als idealer Vermittler für die zahlreichen Wissenschaftsdisziplinen an, welche sich mit der jüdischen Kultur im weitesten Sinne auseinandersetzen, aber aufgrund ihrer Spezialisierung zunehmend auseinanderdividieren. Die überwiegend textorientierten Richtungen innerhalb der Judaistik/Jüdischen Studien werden aufgefordert, ihre unabkömmlichen und umfassenden Kenntnisse der innerjüdischen Sprachen und Traditionen einfließen zu lassen. In gleicher Weise sind die geisteswissenschaftlichen Nachbardisziplinen aufgrund ihrer innovativen methodischen Impulse und ihrer Vertrautheit mit den außerjüdischen Quellen unverzichtbar.⁸ Die vorliegende Publikation zeigt, dass eine junge Generation von Wissenschaftlern für diese Herausforderungen sowohl einschlägige judaistische Sprach- und Sachkenntnisse als auch das notwendige Hintergrundwissen aus den jeweils anderen Fachdisziplinen mitbringt.

Der theoretische Ansatz der Materiellen Kultur beschreibt eine analytische Sichtweise auf die Dinge der menschlichen Kultur. Im Fokus der Materiellen der Kultur steht nicht ein fest definierter Bestand von Gegenständen, sondern – wie Gudrun König treffend beschreibt – „eine spezifische Art und Weise der Kulturanalyse, die Gegenstände, Objekte, Dinge als Primärquellen ebenso nutzt wie ihre symbolischen Bedeutungsfelder“.⁹ Dieser Ansatz verwendet die Dinge als unmittelbaren und primären Ausgangspunkt für die Entschlüsselung von Alltagsleben in Vergangenheit und Gegenwart. Anders als in der klassischen Museologie und der Sachkulturforschung geht dieser Zugang über die Identifizierung und Inventarisierung der Objekte hinaus. So fragt die Materielle

8 Vgl. zu diesem Problem Andreas Brämer: Was ist ‚deutsch-jüdische Geschichte von innen‘? Einführende Bemerkungen, in: *Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden*, 18/19 (2008/9), Heft 1, S. 1–8.

9 Gudrun M. König: Auf dem Rücken der Dinge. Materielle Kultur und Kulturwissenschaft, in: Kaspar Maase / Bernd Jürgen Warnecken (Hrsg.): *Unterwelt der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft*, Köln u. a. 2003, S. 95–118, hier S. 116.

Kultur nicht nur nach dem Ding und seiner stofflichen Zusammensetzung, sondern auch nach seiner in anderen Quellen bezeugten Form und Funktion sowie seiner tieferen Bedeutung für die Gesellschaft. Karl-Sigismund Kramer versuchte diese „Dreiheit von Stoff, Gestalt und Funktion“¹⁰ durch den Begriff der „Dingbedeutsamkeit“ zu fassen. Ein weiterer zentraler Aspekt der Materiellen Kultur besteht in der Beobachtung, dass die Dingbedeutsamkeit starken Veränderungen unterworfen ist. So verfügen die Dinge über einen kürzeren oder längeren „Lebenslauf“¹¹ und werden – wie beispielsweise Beschneidungswindeln – innerhalb ihrer jeweiligen Objektbiographien in unterschiedlichen Kontexten eingesetzt, so dass sie andere beziehungsweise weitere Funktionen übernehmen. Ferner wird im Gegensatz zur Sachkulturforschung nicht nur nach „Sachen“ beziehungsweise nach von Menschenhand hergestellten Artefakten gefragt, sondern nach „Dingen“, also sowohl hergestellte als auch der Natur entnommene und bedeutungsaufgeladene „Exofakte“.¹² Dementsprechend ist im Kontext der jüdischen Kultur beispielsweise ein kostbar gestalteter Etrogbehälter als „Sache“ zu bezeichnen, während als „Ding“ sowohl der Behälter als auch der natürlich gewachsene Etrog zu benennen sind. In einem Widderhorn, das zu einem Schofar umgearbeitet und mit einer hebräischen Inschrift versehen wurde, fließen entsprechend beide Aspekte zusammen.

Hans Peter Hahn macht darauf aufmerksam, dass die Materielle Kultur häufig aufgrund der irrtümlichen Prämisse falsch eingeschätzt wird, dass es eine „höhere“ und eine „niedrigere“ Kultur gebe: „Höher sind demnach die geistigen, immateriellen Ausdrucksformen: Sprache und Text. Niedrige Dinge wären dann die materiellen Formen des Ausdrucks einer Gesellschaft: Handwerk [...], Wirtschaft“ und Alltag.¹³ Diese Hierarchisierung ist problematisch, da die Entstehung von Texten und Kunst ohne Material und Technik undenkbar ist – zumindest sobald sie den Bereich der Ideen verlassen und fixiert werden. Das gilt auch für die jüdische Kultur: Ohne koschere Schreibfeder, Tinte und Pergamentsorte sind zahlreiche Texte rituell unbrauchbar. Umgekehrt wird kaum ein „Ding“ ohne eine geistige Vorstellung produziert und eingesetzt werden. Unter anderem haben sich Daniel Miller und Karl Popper energisch gegen eine isolierte Betrachtung von inhaltlich-textuellen und materiellen Aspekten ausgesprochen und plädieren für eine Gesamtschau des Forschungsgegenstandes.¹⁴

Um den Ansätzen der Materiellen Kulturen des Judentums gerecht zu werden, wird der vorliegende Band nicht – wie zumeist üblich – mit der Zeremonialkunst und den religiösen Einrichtungen des Judentums eingeleitet. Vielmehr soll der Anfang des Buches von essentiell anthropologischen Aspekten bestimmt sein: Die „Parnosse“ (Nahrungserwerb/ Lebensunterhalt) und das „Haus“ beziehungsweise das Obdach. Danach folgen

10 König, Auf dem Rücken der Dinge, S. 101; Karl-Sigismund Kramer: Zum Verhältnis zwischen Mensch und Ding, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 58 (1962), S. 91–101.

11 Zur Wahrnehmung der Objektbiographien siehe Hans Peter Hahn: Materielle Kultur. Eine Einführung, Berlin 2005, S. 41.

12 Vgl. zur Differenzierung und den Begrifflichkeiten Hahn, Materielle Kultur, S. 19 und die hier angegebene Literatur.

13 Hahn, Materielle Kultur, S. 9.

14 Vgl. hierzu genauer Hahn, Materielle Kultur, S. 11.

mit den Mikwen (Ritualbäder) die Anlagen, die sowohl Sexualität als auch das Entstehen jüdischen Familienlebens überhaupt erst erlauben, gleichzeitig aber zumeist eine Einrichtung der jüdischen Gemeinde sind. Diese vielfachen Verschränkungen zwischen Haus und Gemeinde, zwischen Individuum und Kollektiv bestimmen auch die Reihenfolge aller weiteren Beiträge. Einige Beiträge gruppieren sich um die Synagoge als repräsentatives Bauwerk, die im 18. und 19. Jahrhundert an vielen Orten die unscheinbare Betstube ablöste. Auch wenn die Einrichtung eines eigenen Friedhofes für eine jüdische Gemeinde aus religionsgesetzlichen Gründen wichtiger sein mag als ein schöner „Tempel“, werden die Erörterungen über die „allerletzten Dinge“ des Menschen den Band abschließen.

Michaela Schmölz-Häberlein widmet sich in ihrem Beitrag „Mittler zwischen Stadt und Land – das Warenangebot jüdischer Händler zwischen Grundversorgung und innovativen Produkten“ den Dingen, die das Erwerbsleben eines großen Teils der jüdischen Bevölkerung in den ländlichen Regionen bestimmte. Es waren die zahlreichen jüdischen Hausierer und Händler, die die Bevölkerung mit gebrauchten Dingen des Alltags und „Luxusartikeln“ versorgten und dadurch Land und Stadt miteinander verbanden. Im Zentrum der Betrachtung steht der Detailhandel mit Gütern, die als Repräsentationsobjekte von Status und Macht die gesellschaftlichen Abgrenzungspraktiken und Hierarchien widerspiegeln. Die Autorin zeigt, dass die jüdischen Händler oft als Vermittler von kulturellen Erfahrungen agierten, da sie durch ihre Mobilität und Netzwerke neue Konsumwaren in Umlauf bringen konnten. Dadurch sicherten sie nicht nur die Versorgung der Bevölkerung, sondern bewirkten auch eine wirtschaftliche Verflechtung von Juden und Nichtjuden, die über soziale Kontakte unter Nachbarn hinausging.

Gegenstand der Studie von Nathanael Riemer mit dem Titel „Das jüdische Haus in seiner Materialität“ ist die Frage, was ein Wohnhaus zu einem „jüdischen Haus“ macht. Gibt es im deutschsprachigen Raum eine bestimmte Architektur, Beschaffenheit oder sonstige materielle Aspekte des Hauses, die als typisch „jüdisch“ gelten können? Im ersten Schritt wird ermittelt, ob halachische Anweisungen oder Bräuche existieren, welche eine bestimmte Bauform, die Anlage von beweglichen oder unbeweglichen Bestandteilen des Hauses oder die Verwendung von bestimmten Materialien gebieten. Im Zentrum der Betrachtung stehen sowohl von außen sichtbare als auch im Inneren verborgene Bestandteile des einzelnen Hauses, zu denen beispielsweise die Mesusot, jüdische Hausinschriften, Erinnerungszeichen an die Zerstörung des Tempels und Sukkotgiebel gehören.

Katrin Kessler widmet sich der vor allem für das jüdische Familienleben bedeutsamen rituellen Reinigung in Mikwen, für deren Durchführung außer einer gewissen Menge Wassers eigentlich keinerlei Dinge benötigt werden. Entsprechend finden sich außer einem meist ummauerten oder aus dem Felsen gehauenen Tauchbecken nur wenige Gegenstände, die regelmäßig angetroffen werden können. Diese lassen sich unterteilen in fest mit dem Bau verbundene Objekte (Handlauf, Pumpen, Heizung, Wasserkessel etc.) und bewegliche Dinge, deren Verbindung zur Mikwe sich nur noch archivalisch belegen lässt (Kerzenhalter, Stühle, Kleiderablage etc.). Gerade die Reste ihrer Ausstattung geben uns – eher als die Architektur selbst – entscheidende Aufschlüsse über die

Entwicklung der Mikwen und die sich im Laufe der Jahrhunderte verändernde und an die jeweiligen behördlichen Bestimmungen oder das allgemeine Verständnis hygienischer Zusammenhänge angepasste Nutzungsweise.

Der Beitrag von Felicitas Heimann-Jelinek gibt einen Überblick über die rituellen Dinge in Haus und Gemeinde. Er zielt darauf ab, diese Objekte nicht nur als religiöse, sondern auch als transkulturelle und transsoziale Bedeutungsträger zu interpretieren. Nach einer Einleitung und einer Definition jüdischer Kultobjekte bietet der Beitrag einen historischen Abriss über ihre Entwicklung und Produzenten. In einem weiteren Schritt wird verdeutlicht, dass etliche jüdische Kultgerätschaften in der Neuzeit in Auseinandersetzung mit oder in Anlehnung an Objekte entwickelt wurden, die in der Mehrheitsgesellschaft Verwendung fanden. Bei der Betrachtung von jüdischen Ritualobjekten nach der Aufklärung wird herausgearbeitet, dass die jeweils verwendete Formen- und Symbolsprache auch als Ausdruck sozialer und politischer Anliegen entschlüsselt werden muss. Im Fazit wird zusammengefasst, dass jüdische Kultobjekte ihre jüdische und ihre regionale Identität gleichermaßen signalisieren und die Schnittstellen zwischen jüdischer Tradition und nicht jüdischer Kultur sichtbar machen.

Gegenstand des Artikels von Linda Wiesner und Annette Weber mit dem Titel „Symbol für Bund und Lehre: Torawickelbänder und ihre Bedeutung für den Einzelnen und die Gemeinde“ ist der im 15./16. Jahrhundert entstandene einzigartige Brauch des deutschsprachigen Judentums, aus der Beschneidungswindel des Jungen ein Torawickelband zu fertigen. Dieses Mappa oder Wimpel genannte Wickelband verband den Jungen auf symbolische Weise mit dem Judentum und seiner Gemeinde. Ferner vereint die Wimpel als außergewöhnliche Zeugnisse jüdischer Volkskunst traditionelle, religiöse Elemente mit zeittypischen Aspekten und zeigt, dass sie Objekte waren, mit denen sich die Frauen in das Gemeindeleben einbrachten. Diskutiert wird dieser Brauch in seiner Entstehung, Entwicklung und Ausformung und in seinen Varianten in historischer, kultureller und religiöser Hinsicht. Am Beispiel der Wimpel wird außerdem gezeigt, welche methodischen Zugänge für die Arbeit mit materiellen Kulturen der Judenheiten, insbesondere den Textilien, geeignet sind.

Ulrich Knufinke untersucht typische, zu Synagogenausstattungen gehörende Dinge aus architekturhistorischer Sicht und fragt nach ihren räumlich-funktionalen und symbolischen Zusammenhängen. Ausgehend von den Torarollen und dem Toraschrein als Ort ihrer Verwahrung sowie der Bima als Ort ihrer Verlesung im Gottesdienst werden verschiedene räumlich-architektonisch relevante Situationen und die ihnen zuzuordnenden Dinge (Vorbeterpult, Sitze und Ständer, Frauenbereiche, Leuchter etc.) vorgestellt. Die „Synagoge“ als spezifischer „Raum der Dinge“ erweist sich dabei als ein vielschichtiger liturgischer Handlungs-, religiöser Verweis- und soziokultureller Erinnerungsraum, der historischen Wandlungsprozessen unterliegt.

Die Erschließung der Funde aus Genisot (Repositorien) von deutschen Landsynagogen aus dem 18.–19. Jahrhundert stellt einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der materiellen Kultur des Judentums dar. Der Artikel von Andreas Lehnardt geht auf die Forschungsgeschichte in Deutschland nach der Shoa ein und erläutert einige Aspekte der Entwicklung der seit der Antike befolgten Regeln des Ablegens von heiligen Gegenständen und

Büchern in einer Genisa. Dabei lässt sich beobachten, dass die zunächst nur auf Torarollen, Tefillin und Mesusot angewandten Bestimmungen nach und nach auch auf alle in Hebräisch geschriebenen und gedruckten Schriftstücke sowie auf für dauerhafte heilige Zwecke verwendete Gegenstände ausgeweitet wurden, bis sogar von Nichtjuden angefertigte Schriften unter diese Regelungen fielen. Einige Fundstücke werfen die Frage auf, wie sie mit den älteren halachischen Auffassungen übereinstimmen und ob sie eine andere Praxis reflektieren als von offiziellen Vertretern festgehalten. In einem Anhang werden einige Fundbeispiele (Schuhe) vorgestellt und auf ungewöhnliche Details des durch sie möglicherweise bewahrten jüdischen Brauchtums hingewiesen. Anhand von drei inzwischen besser erforschten Genisot aus Rheinland-Pfalz (Alsenz, Weisenau, Niederzissen) wird außerdem ein summarischer Überblick über ihre Besonderheiten und die statistische Verteilung der Fundsachen gegeben. Der Beitrag wird durch die Wiedergabe und Übersetzung eines exemplarischen Fundes aus der Alsenzer Genisa abgeschlossen, der die Dringlichkeit der Genisotforschung unterstreicht.

Der Artikel von Martha Stellmacher „Instrumente, Noten, Tonträger. Dinge der synagogalen Musik“ bietet zunächst eine allgemeine Betrachtung von Musik und Materialität und diskutiert die Besonderheiten der Musik im Vergleich zu anderen Künsten. Im Hinblick auf die Eigenschaften dinglicher Verkörperungen von Musik folgt die Darstellung der Argumentation von Will Straw, der „mobility“ und „agglomeration“ als wesentliche Eigenschaften der „material extensions“ von Musik herausstellt. Die nähere Betrachtung der drei materiellen Formen Musikinstrumente, Noten und Tonträger in Bezug auf jüdische Musiken erfolgt vor dem Hintergrund ihrer Verwendung und Rolle in der Gemeinschaft und erörtert ihre Wechselwirkungen mit der sozialen Praxis.

Friedhöfe, ihre Grabmale und Inschriften bieten eine unschätzbare Quelle zur Erforschung des jahrhundertealten jüdischen Lebens in Deutschland. Nathanja Hüttenmeister veranschaulicht anhand zahlreicher Beispiele, dass ein Friedhof als Ganzes zu lesen und zu deuten ist. Die Gestaltung eines Grabmals, seine Position und Ausrichtung in Relation zu den anderen Grabmalen des Friedhofs sowie Aufbau, Inhalt und Sprache der Inschriften werden vom Status des Verstorbenen ebenso bestimmt wie von den Vorstellungen, Traditionen, Bräuchen und Möglichkeiten der jeweiligen Familie, der jeweiligen Gemeinde und der jeweiligen Zeit. Zudem haben sich keine anderen materiellen Zeugnisse jüdischen Lebens auch nur annähernd in einer solchen Zahl und so hohem Alter erhalten wie Grabsteine, denen damit weit über ihre Funktion als Inschriftenträger hinaus eine Bedeutung zukommt, die es in Zukunft stärker zu würdigen gilt.

An dieser Stelle ist allen jenen zu danken, die zur Entstehung des Bandes beigetragen haben. Mein Dank ergeht zunächst an die Autorinnen und Autoren der Beiträge, die das Wagnis eingegangen sind, sich auf einen neuen theoretischen Zugang einzulassen und ihre Quellen gegen den etablierten Duktus zu lesen, der das Judentum als eine Text- und Buchkultur versteht. Unverzichtbar war die Bereitschaft zahlreicher Fotografen und Einrichtungen, ihre Abbildungen von Dingen der jüdischen Alltagskultur für diesen Band zur Verfügung zu stellen. Besonders bedanken möchte ich mich bei Jessica Rehse und Dr. Sigrid Senkbeil (Universität Potsdam), die das Lektorat unter einem hohen Zeitdruck äußerst umsichtig durchführten, obwohl sie zeitgleich

noch in andere wissenschaftliche Projekte eingebunden waren. Frank Schlöffel hat mit seinen bewährten Kompetenzen für ein schönes Layout gesorgt – angesichts der zahlreichen Abbildungen sicherlich keine einfache Aufgabe. Erneut ist Prof. Dr. Karl E. Grözinger und den Mitarbeitern des Harrassowitz-Verlages für eine sorgfältige Bearbeitung und die Aufnahme des Bandes in die Reihe „Jüdische Kultur“ zu danken. Mit dem neuen Layout der Buchreihe wird diese in ästhetischer Hinsicht an die Anforderungen der Gegenwart angepasst. Sowohl die Durchführung der Ringvorlesung als auch die Umsetzung der vorliegenden Publikation wurden durch Ressourcen des Institutes für Jüdische Studien und Religionswissenschaft an der Universität Potsdam und des Zentrums für Jüdische Studien Berlin-Brandenburg ermöglicht. Der Jehoshua und Hanna Bubis-Stiftung (Frankfurt am Main) wird herzlich für einen großzügigen Druckkostenzuschuss gedankt.

Nathanael Riemer, Berlin / Potsdam im Adar I. des Jahres 5776